

PETER FONAGY & CHLOE CAMPBELL

Böses Blut – ein Rückblick: Bindung und Psychoanalyse, 2015*

Übersicht: Dieser Beitrag ist ein Versuch, die Geschichte der Beziehung zwischen Bindungstheorie und psychoanalytischem Denken nachzuzeichnen und zu klären, wo der Diskurs zwischen beiden Feldern heute steht. Die Autoren beschreiben einige Übereinstimmungspunkte sowie Bereiche, über die nach wie vor kontrovers diskutiert wird, und zeigen der Bindungsarbeit mögliche Richtungen auf, die für ihre Beziehung zur Psychoanalyse relevant sind. Insbesondere die Theorie des Mentalisierens wird als ein Denkansatz erläutert, dem sowohl bindungstheoretische als auch psychoanalytische Konzepte zugrunde liegen. Moderne Weiterentwicklungen der Mentalisierungstheorie werden im Rahmen einer Darlegung der künftigen Entwicklungen des bindungstheoretischen Denkens beschrieben. Zwei Konstrukte, die mit der Bindung und mit dem Mentalisieren zusammenhängen, nämlich epistemisches Vertrauen und das Konzept eines allgemeinen Psychopathologie-Faktors, werden ebenso diskutiert wie die Implikationen dieser Überlegungen für ein Verständnis der Faktoren, die effektiven psychotherapeutischen Intervention gemeinsam sind.

Schlüsselwörter: Bindungstheorie; Psychoanalyse; Mentalisieren; epistemische Wahrheit

Einführung

»Es gibt böses Blut zwischen Psychoanalyse und Bindungstheorie. Wie bei vielen Familienfehden ist im nachhinein immer schwer auszumachen, womit das Ganze eigentlich angefangen hat« (Fonagy 2003, S. 7).

Diese Worte leiteten vor 15 Jahren das Buch *Bindungstheorie und Psychoanalyse* ein, unseren Versuch, Licht auf die Beziehung zwischen beiden Feldern zu werfen, konzeptuelle Ähnlichkeiten und Unterschiede zu klären und die Annäherungsbereiche herauszuarbeiten, die sich damals abzeichneten. Hier nun versuchen wir, die Fortschritte in der Theoriebildung zu dokumentieren, die sich seither vollzogen haben, und betonen

* Unter dem Titel »Bad blood revisited: Attachment and Psychoanalysis, 2015« als »open access article« erschienen im *British Journal of Psychotherapy* 31, 2015, 229–250. DOI 10.1111/bjp.12150. Autor und Autorin danken ihrer Kollegin Dr. Liz Allison (University College London) und ihrem Kollegen Prof. Patrick Luyten (University of Leuven und University College London), die die in diesem Beitrag formulierten Überlegungen mit ihnen ausgearbeitet haben.

Bei der Redaktion eingegangen am 1.7.2016.

dabei insbesondere die jüngsten Weiterentwicklungen der Theorie des Mentalisierens als eine der modernen Denkrichtungen, die für die intellektuelle Wiederannäherung zwischen Bindungstheorie und Psychoanalyse von Bedeutung sind. Unserer Ansicht nach steht das Feld vor neuen Schwierigkeiten, die uns Anlass geben, erneut über die Richtungen nachzudenken, die Bindungstheorie und Psychoanalyse künftig einschlagen sollten.

Wir betrachten die Bindungstheorie unter dem wissenschaftsphilosophischen Blickwinkel, den Thomas Kuhn (1978) in seinem Buch *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* dargelegt hat, und postulieren, dass sie möglicherweise kurz vor einem Paradigmenwechsel und dem Übergang in eine Phase der »wissenschaftlichen Revolution« steht. In den 1950er und 1960er Jahren durchlief die Bindungstheorie ihre »vorwissenschaftliche« Phase: Damals wurde sie von Bowlby und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, u. a. Mary Ainsworth, erstmals formuliert. In den vergangenen 40 Jahren avancierte die Bindungsforschung zu einer »normalen Wissenschaft« mit geprüften und bewährten methodologischen und theoretischen Parametern, die einen Durchbruch nach dem andern zu verzeichnen hatte. Da aber mittlerweile zunehmend widersprüchliche und weniger eindeutige Daten im Umfeld der Bindungsforschung auftauchen, die nach neuen theoretischen Interpretationen verlangen und die Frage aufwerfen, inwieweit die gewöhnlich verwendeten Messinstrumente tatsächlich ausreichen und verlässliche Ergebnisse liefern, wäre denkbar, dass wir uns einem weiteren Paradigmenwechsel und der Phase der »wissenschaftlichen Revolution« annähern. Wir möchten diesen Paradigmenwechsel der Bindungsforschung in unserem Beitrag versuchsshalber antizipieren und untersuchen, welche Bedeutung ihm für das psychoanalytische Projekt und dessen Beziehung zur Bindungstheorie zukommt.

Annäherungen zwischen Bindungstheorie und Psychoanalyse

Mehrere Tendenzen in der modernen Psychoanalyse haben einer intensiveren Beschäftigung mit der Bindung den Weg gebahnt. Weil dieser Bereich andernorts bereits detailliert dargestellt wurde (Eagle 2013; Fonagy 2003; Fonagy, Gergely & Target 2008), belassen wir es hier bei einer kurzen Wiederholung. Wir sehen, dass die Psychoanalyse pluralistischer geworden ist und Differenzen anerkennt (Fonagy & Target 2007a; Holmes 2012). Bowlby hatte die Bindungstheorie ursprünglich in Reaktion auf die kleinianischen und klassisch-freudianischen Konzepte formuliert, die Mitte des 20. Jahrhunderts im Schwange waren. Parallel zum Auftauchen

der Bindungstheorie und unabhängig davon arbeiteten auch andere Psychoanalytiker an Korrekturen oder Widerlegungen der kleinianischen Betonung endogener infantiler Phantasien oder der freudianischen Betonung der Vorrangstellung angeborener Triebe. Genauso wie die Bindungstheorie hat auch die Psychoanalyse Verbesserungen und Weiterentwicklungen erfahren, und zahlreiche dieser Veränderungen könnten Annäherungen zwischen beiden Denkschulen ermöglichen. Dies begann mit der Arbeit von Donald Winnicott und Ronald Fairbairn in den 1950er und 1960er Jahren, setzte sich mit Heinz Kohuts Selbstpsychologie in den 1970er Jahren fort und griff in gewissem Umfang sogar auf die Bastionen der objektbeziehungssensiblen Ich-Psychologie über (z. B. Kernberg 1998). Die aus dem William Alanson White Institute hervorgegangene »relationale Bewegung« ist in Bezug auf die Bindungsforschung nach wie vor geteilter Ansicht. Sie erkennt deren wichtigste Entdeckungen zu einem gewissen Grad an (Mitchell 2003; Mitchell & Aron 1999), lehnt ihre nicht-hermeneutische, positivistische Epistemologie aber ganz entschieden ab (Hoffman 2009).

Insgesamt erscheint es dennoch fair zu sagen, dass die wachsende Dominanz einer relationalen und beziehungsfokussierten Betonung in der »modernen« Psychoanalyse in den vergangenen Jahrzehnten auch das – wenngleich nicht immer ausdrücklich bekundete – Interesse an objektiven Beobachtungen über die prägenden Eigenschaften der frühen sozialen Umwelt des Kindes verstärkt hat. Das Auftauchen der Objektbeziehungstheorie als »Lingua franca« der modernen Psychoanalyse hat in diesem Zusammenhang eine maßgebliche Rolle gespielt (Aron & Leichich 2011; Brown 2010; Epstein 2010). Die Beschäftigung mit der sozialen Umwelt erhielt durch ein wachsendes Interesse an der frühkindlichen Entwicklung zur Erklärung von Verhaltensunterschieden im Erwachsenenalter Auftrieb. Wenn wir zum Beispiel Fairbairns Behauptung akzeptieren, dass Menschen von Grund auf durch Beziehungen und ihr Beziehungsbedürfnis motiviert werden, erscheint es selbstverständlich, dass das Streben nach Beziehungen kein Nebenprodukt der von Freud beschriebenen primären Suche nach Befriedigung ist, sondern ein Streben nach einer Art Weber'schen Idealtyps.¹ Das heißt, die frühkindliche Psyche bildet sich

¹ Max Webers (1980 [1922]) Konzept ist nicht nur auf der soziologischen Ebene hilfreich, sondern erleichtert es auch, die Organisation menschlicher Kognition zu konzeptualisieren: »[Ein Idealtypus] wird gewonnen durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte und durch Zusammenschluss einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen Einzelercheinungen, die sich

durch einen bislang nur vage verstandenen Prozess der Ansammlung früher Beziehungserfahrungen. Wir haben es hier mit einem Bereich zu tun, in dem die unterschiedlichen psychoanalytischen Denkschulen zumeist je spezifische Kategorien der dyadischen (Säugling-Bezugsperson) subjektiven Erfahrung besonders betonen, weil sie ihnen als Bedingung für eine »hinreichend geglückte« psychische Entwicklung herausragende Bedeutung beilegen: das Spiegeln bei Kohut (1973), das Halten bei Winnicott (1972), das Containment bei Bion (1990 [1962]) usw. Hier ergeben sich insofern eindeutige Überschneidungen mit der Bindungstheorie, als sie lediglich auf eine weitere Art der entwicklungspsychologisch signifikanten dyadischen Konfiguration verweist und diese letztlich mit einer feinfühligsten Responsivität der Bezugsperson in Verbindung bringt (Ainsworth et al. 1978). Mit dem Aufstieg des objektbeziehungstheoretischen Modells, das die Ich-Psychologie als vorherrschendes Paradigma der internationalen Psychoanalyse zu ersetzen begann, wurde die bindungstheoretische Betonung des angeborenen Beziehungsbedürfnisses als Triebkraft intentionalen (durch Gedanken und Gefühle angeregten) Handelns und als primäre Grundlage der gesamten psychischen und geistigen Entwicklung von einer Mehrheit zumindest implizit (wenngleich nicht immer bewusst) anerkannt.

In ähnlicher Weise durchlief die Bindungstheorie Veränderungen, die das Potential besaßen, einen »common ground« mit der Psychoanalyse zu erschließen. So arbeitete Bowlby (1975) erst im zweiten Band seiner Triologie – *Trennung. Psychische Schäden als Folge der Trennung von Mutter und Kind* – mit dem Konzept des repräsentationalen Modells oder des inneren Arbeitsmodells jene Mechanismen umfassender und differenzierter aus, durch die »mütterliche Deprivation« mannigfaltige Formen von psychischem Leid hervorruft (Bowlby 1975, 1976, 1983). Zwar hielt er an seiner evolutionären und ethologischen Perspektive fest, doch dieses spätere Denken leitete eine neue Sichtweise ein. Man betrachtete die Bindung nicht länger als bloßes Analogon der Prägung (ein Konzept, dessen rein mechanistische Eigenschaft viele Psychoanalytiker der gesamten Bindungstheorie unterstellten), sondern begann, sie auf der »Ebene der psychischen Repräsentation« zu begreifen (Main, Kaplan & Cassidy 1985).

jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen Gedankengebilde« (S. 191).

Anm. d. Übersetzerin: Dem »in sich einheitlichen Gedankengebilde« entspricht in der von den Autoren zitierten englischen Übersetzung des Weber-Textes die waghalsige Formulierung: »a unified analytical construct«.

Anknüpfend an Mary Mains »Adult Attachment Interview« (AAI), entwickelten Bindungstheoretiker eine ganze Forschungsindustrie, um die Bindung älterer Kinder und erwachsener Menschen zu untersuchen. Das Ergebnis war eine Rekonzeptualisierung der individuellen Unterschiede der Bindungsorganisation, die man nun als individuelle Unterschiede in der Struktur und im Funktionieren der relationalen mentalen Repräsentationen (letztlich des »Selbst in Beziehung«) verstand. Was ein Psychoanalytiker wie Kohut wahrscheinlich mit der Integrität des Selbst in Verbindung brächte, würde Main als die primären Determinanten der inneren Einstellung zur Bindung bezeichnen. Die Erforschung der Bindungsnarrative gibt, soviel ist unbestritten, Aufschluss über das innere Arbeitsmodell (internal working model, IWM) (Bretherton & Munholland 2008). Damit befanden sich die Bindungstheoretiker abermals in einem Bereich, in dem auch objektbeziehungstheoretisch orientierte Psychoanalytiker forschen. Die »Operationalisierung« der inneren Arbeitsmodelle als »strukturierte Prozesse« (Main, Kaplan & Cassidy 1985; Main, Hesse & Hesse 2011) ermöglichte es, die Bindungstheorie mit einem Maß an menschlicher Komplexität, Fluidität und Subjektivität zu integrieren, das über die reflexhaften Pawlow'schen Verhaltensweisen, die frühe psychoanalytische Kritiker den auf Bindung abhebenden Interpretationen zugeschrieben hatten, weit hinausgeht.

Die fortdauernde psychoanalytische Kritik an der Bindungstheorie

Diese Darstellung einer gelungenen intellektuellen Annäherung zwischen Bindungstheorie und heutiger Psychoanalyse erzählt nur einen Teil der jüngsten Geschichte (Appelbaum 2011; Eagle 2013). Psychoanalytikern bereiten die Implikationen der Bindungsforschung weiterhin Unbehagen. Ein Großteil der heutigen Kritik am bindungstheoretischen Ansatz hängt mit Bedenken wegen der empirischen Forschungsmethode zusammen. Dazu haben sich einige der begabtesten zeitgenössischen Psychoanalytiker geäußert. So sagte etwa Adam Phillips:

»Ich persönlich interessiere mich für Forschung überhaupt nicht. Ich halte es für willfährig und servil zu glauben, dass man den gängigen Kriterien Genüge tun müsse. Meiner Meinung nach sollten Psychoanalytiker dem wissenschaftlichen Modell nicht dermaßen gläubig anhängen. Ich denke nicht, dass die Psychoanalyse eine Wissenschaft ist oder dass sie es für erstrebenswert erachten sollte, eine zu sein« (zit. nach Rustin 2012).

Andere hochangesehene Psychoanalytiker haben den Beitrag, den die Säuglingsforschung zum psychoanalytischen Projekt leisten kann, seit jeher skeptisch beurteilt. 2005 beklagte der mittlerweile verstorbene André Green wortgewaltig, dass die Zusammenführung konfligierender Theorien lediglich die »Illusion eines common ground« erzeuge (Green 2005). Ganz ähnlich übte Irwin Hoffman Kritik an den Bemühungen, psychoanalytische Arbeit mit der Durchführung von Forschung zu kombinieren, die auf kontrollierten Studien beruht. Dies gehe, so einer seiner Kritikpunkte, zu Lasten der klinischen Fallstudie. Mit der Behauptung, dass diese Arbeit dem analytischen Prozess – sowohl der klinischen Praxis als auch unserem Verständnis der Psychoanalyse an sich – schade, verteidigt Hoffman die unverwechselbare psychoanalytische Stimme, die »für den ganzen Reichtum, die Komplexität und Rätselhaftigkeit eines jeden Augenblicks menschlicher Erfahrung und ihrer mannigfaltigen unverwirklichten Potentiale einsteht« (Hoffman 2009, S. 1065).

Wie von Fonagy & Target (2007b) erläutert, könnte die Bindungstheorie unter einem psychoanalytischen Blickwinkel durchaus begrenzt erscheinen, denn

»sie macht einen Bogen um die Sexualität, betrachtet die Aggression als sekundär gegenüber fundamentalen Motivationen, arbeitet mit eher mechanistischen Konfliktmodellen, hat zur unbewussten Phantasie nichts zu sagen, fokussiert reduktionistisch auf nur eine Handvoll empirischer Paradigmen (z. B. Fremde Situation und Erwachsenen-Bindungsinterview), aus denen sie dann breite Klassifizierungen ableitet, in denen die Subtilität und der Detailreichtum des Originalmaterials verloren gehen, und gibt für die klinische Arbeit einen begrenzten Rahmen ab« (S. 415).

Diese Punkte sind jedoch strittig und verdienen es, detaillierter untersucht zu werden: Bei genauerem Hinsehen zeigen sich tatsächlich tiefgreifende Unterschiede zwischen psychoanalytischen und bindungstheoretischen Sichtweisen, aber es werden auch Missverständnisse erkennbar, die aus einer oberflächlichen Lektüre der Bindungstheorie resultieren. Da zum Beispiel Bowlby großes Interesse an der unbewussten Abwehr von Erinnerungen an traumatische Trennungen und Verluste hatte und andere Bindungsforscher detailliert viele Abwehrmechanismen untersucht haben, die strukturbildend auf die sich entwickelnde Persönlichkeit und die Fähigkeit einwirken, Beziehungen aufzunehmen und aufrechtzuerhalten, ist es falsch zu behaupten, dass die Bindungstheorie sich mit dem, was die Psychoanalyse als ihr eigentliches Interessensgebiet ansieht, nämlich »das dynamische Unbewusste«, nicht beschäftige. Was der Bindungstheorie

bislang aber zweifellos fehlte, war das differenzierte Interesse an der vielschichtigen Natur der subjektiven menschlichen Erfahrung – ein Interesse, das sich über die bewusst wahrgenommenen Erwartungen hinaus auch auf die subtilere Beeinflussung der Kognition durch innere Arbeitsmodelle sowie auf die Kontexte richtet, in denen die Notwendigkeit der Emotionsregulation Vorrang gegenüber dem Gebot der Veridikalität mentaler Repräsentationen erlangt. Frei heraus und vielleicht nicht ganz fair formuliert: Bindungstheoretiker widmen den qualitativen Unterschieden zwischen bewusstem, vorbewusstem und unbewusstem Erleben nicht die Aufmerksamkeit, die nötig ist, um den Krieg zu begreifen, den die Psyche gegen sich selbst führt. Dem Konstrukt des vielschichtigen psychischen Apparates, dem die klassische psychoanalytische Untersuchung gilt, liegt ein psychobiologischer Ansatz zugrunde, der psychische Inhalte – deren Abwehr vermutlich in höchstem Maß strukturbildend wirkt – auf einen Konflikt zwischen der inhärent (oder sekundär) selbstdestruktiven Natur der menschlichen Psyche und dem Bedürfnis nach sozialer Kooperation und Beziehung zurückführt. Dies ist letztlich ein evolutionäres Modell, demzufolge Phylogenese und Ontogenese potentiell inkompatible Strategieebenen hervorbringen (Werner 1948; Werner & Kaplan 1963). Die exklusive Fokussierung auf die Entwicklung des Selbst und auf das Selbst in Beziehung zum Anderen, die Teil der Bindungstheorie, aber auch mancher Richtungen der modernen Psychoanalyse ist, hat gerade deshalb, weil sie dieses angeblich überholte, in der Embryologie des 19. Jahrhunderts gründende Modell von sich fernhält, Mühe, den vielschichtigen Charakter der Subjektivität zu erklären.

Freilich mangelt es der Bindungstheorie nicht an einer spekulativen Evolutionspsychologie. Der Hauptunterschied zwischen Bowlbys und Freuds Denken besteht darin, dass Bowlby unser emotionales Bedürfnis nach anderen Menschen für angeboren, universal und evolutionär motiviert hielt. Freud hingegen erkannte hinter den Triebstreben, die in menschlichen Beziehungen aktiv sind, die diffizilen Besonderheiten und dunklen Komplikationen, die er – mitsamt den Phantasien, Träumen, der Irrationalität und den Tricks, deren die Psyche sich bedient – erforschte, wobei dann auch die unsympathischen und widersprüchlichen Seiten der menschlichen Emotionen offener zutage traten. Ohne diese Komplexität, ob durch empirische Beobachtung gerechtfertigt oder auch nicht, gehen manche Nuancen der dynamischen Psychologie unweigerlich und unwiederbringlich verloren.

Der (vermeintlich überflüssigen) Komplexität hielt die Bindungstheorie eine empirisch gestützte Parsimonie entgegen. Allerdings verstärkte

der paradigmengebundene Charakter der Bindungsforschung ihr reduktionistisches Image. Die ersten Jahrzehnte der Bindungsforschung waren stark von dem Forschungsprotokoll der »Fremden Situation« und seiner Entsprechung für erwachsene Probanden, dem Erwachsenen-Bindungsinterview (AAI), beeinflusst. Besonders betont wurden die Beurteilung der Stabilität und Beständigkeit des Bindungsstatus von der frühen Kindheit bis hinein ins Erwachsenenalter (Aikins, Howes & Hamilton 2009; Moss et al. 2005; Pinquart, Feussner & Ahnert 2013; Raby et al. 2013) sowie der Zusammenhang zwischen dem Bindungsstatus der Mutter und der transgenerationalen Vermittlung² von Bindungssicherheit bzw. -unsicherheit durch den Betreuungsstil der Mutter (Atkinson et al. 2005; Belsky 2006; Bernier et al. 2014; Botbol 2010). Der Erfolg der »Fremden Situation« als wiederholbares, einfach anzuwendendes Protokoll ließ es im Feld der Bindungsforschung zum führenden Messinstrument avancieren, lenkte aber von der klinischen Subtilität dieser Arbeit ab. Interessanterweise äußerte sich Mary Ainsworth, die die »Fremde Situation« entwickelt hat, selbst betroffen darüber, dass die Beliebtheit des Protokolls die übrigen Forschungsmethoden, mit denen sie die mütterliche Feinfühligkeit untersuchte, gänzlich in den Hintergrund drängte (Bretherton 2003). Zu ihren wichtigsten Tätigkeiten zählte Ainsworth ihre zeitintensiven Beobachtungsstudien, zum Beispiel die in den frühen 1960er Jahren durchgeführte Studie in Baltimore, in deren Rahmen sie junge Mütter mit ihren Babys einmal im Monat vier Stunden lang in deren häuslicher Umgebung beobachtete. Während dieser Besuche sollten die Mütter auf natürliche Weise mit ihrem Kind interagieren und von ihrem normalen Tagesablauf möglichst nicht abweichen. Die Mutter-Kind-Interaktionen beim Füttern, enger Körperkontakt, Weinen und Spielen wurden von Ainsworth sorgfältig protokolliert. Als besonders einflussreich erwies sich die Beobachtung, dass eine angemessene Reaktion der Mutter auf das Weinen des Kindes in den ersten Lebensmonaten weniger Weinen in den letzten Monaten des ersten Jahres voraussagte. Freilich ließ sich Ainsworths sorgfältig abgestimmte und gewissenhafte Praxis der Hausbesuche weniger einfach replizieren als die »Fremde Situation«. Ainsworth selbst meinte dazu: »Ich war recht enttäuscht darüber, dass so viele Bindungsforscher weiterhin mit der Fremden Situation arbeiten, statt sich anzuschauen, was zu Hause

² Der Zusammenhang zwischen Bindungsstatus der Mutter und Bindung des Kindes wurde wiederholt nachgewiesen (van Ijzendoorn 1995); aktuelle Forschungsberichte (Verhage et al. 2013) legen allerdings die Vermutung nahe, dass die in jüngeren Untersuchungen dokumentierten Effektgrößen der Bindungstransmission signifikant abnehmen.

oder in anderen natürlichen Umgebungen passiert. Wie schon gesagt, ich halte diese Abkehr von der Feldbeobachtung nicht für vernünftig« (Bretherton 2003, S. 325).

In ähnlicher Weise kann die starke Gewichtung der »Fremden Situation« und des Erwachsenen-Bindungsinterviews (AAI) auch von einigen komplexen Aspekten in Bowlbys Theorien ablenken. Mary Mains geniale Erkenntnis, dass die Art der Kommunikation in den Bindungsnarrativen das Erbe der frühen Bindung darstellt und Aufschluss über die gegenwärtige Einstellung zu Bindungsthemen gibt, hat eine ganze Serie von Entdeckungen ermöglicht, deren außergewöhnlicher Wert nicht geleugnet werden kann (Main, Hesse & Hesse 2011). Gleichwohl lenkt die Reduktion der inneren Arbeitsmodelle auf die Grice'schen Konversationsmaximen (Grice 1975) die Aufmerksamkeit vom narrativen Inhalt ab und verleiht dem wissenschaftlichen Diskurs einen mechanistischen Anstrich. Dies hat vielleicht auch zu einer reduktionistischen Übervereinfachung des Konzepts der inneren Arbeitsmodelle geführt. Indem Bretherton das innere Arbeitsmodell als Repräsentation des Selbst in metaphorischer Konversation mit dem Anderen beschrieb (Bretherton & Munholland 1999), hat sie jedoch gezeigt, dass innere, symbolische Prozesse von der Bindungstheorie nicht zwangsläufig ignoriert werden müssen. Die innere, psychische Einflusskraft des von Bowlby beschriebenen inneren Arbeitsmodells wurde der Aufmerksamkeit zum Teil durch die Antipathie seines Erfinders gegen die psychoanalytische Tendenz entzogen, reale Lebenserfahrungen zugunsten der inneren Phantasie zu vernachlässigen. In Wirklichkeit aber lenkt Bowlbys Betonung, wie die frühen Umwelterfahrungen das innere Arbeitsmodell formen, keineswegs von dem Reichtum und der imaginativen Komplexität der inneren Arbeitsmodelle ab, die jedes Kind auf der Grundlage seiner Erfahrungen entwickelt.

Verbleibende Schwierigkeiten

Bindungsforschung wie auch Psychoanalyse sind heute mit der schwierigen Realität, die sich aus empirischen Daten ergibt, konfrontiert sowie mit der einschüchternden Tatsache, dass die Daten einfache Schemata nicht bestätigen können. Weiterentwicklungen innerhalb der Bindungsforschung verweisen auf die Notwendigkeit einer höheren Nuanciertheit und Differenziertheit bindungstheoretischer Formulierungen. Wir werden im Folgenden zeigen, dass sie das Potential haben, die künftigen Richtungen der Bindungsforschung und ihre Beziehung zu dem umfassenderen psychoanalytischen Projekt zu beeinflussen. Es ist interessant zu sehen,

dass die Widerspenstigkeit der Daten gegen klare Voraussagen ebenjene Bedenken bestätigt, die Psychoanalytiker bezüglich der Erosion der menschlichen Komplexität durch die Konzentration auf Schemata und Mechanismen seitens der Entwicklungspsychologen geäußert haben.

Jenseits der normalen Wissenschaft der Bindung

Die aktuelle Forschung scheint immer häufiger zu zeigen, dass die Tragfähigkeit der Daten, die die frühe Umwelt des Kindes mit späteren Entwicklungen in Verbindung bringen, ebenso begrenzt ist wie die Vorhersagekraft der Beobachtung früher Beziehungen. Das heißt, dass noch sehr viel zu tun bleibt, um die Mechanismen der Bindung und die Prozesse, die ihre Einflüsse im späteren Leben vermitteln, zu klären (Fearon et al. 2014; Luyten 2015). Es könnte sich beispielsweise herausstellen, dass der Bindungstyp lediglich im Säuglingsalter und in der frühen Kindheit von genetischen Einflüssen unabhängig ist und dass sich die genetischen Einflüsse in der Adoleszenz entfalten (Fearon et al. 2014). Auf ähnliche Weise legen andere aktuelle Studien die Vermutung nahe, dass die jeweilige Rolle der frühen Bindung bzw. der Gene im Laufe des Lebens schwankt (Raby et al. 2013), was bedeuten könnte, dass sich der Bindungsstil des Individuums in Anpassung an Gene und soziale Umwelt verändert (Pinquart, Feussner & Ahnert 2013; Roisman et al. 2007). In einer großen Meta-Analyse konnten de Wolff & van Ijzendoorn mittlerweile zeigen, dass mütterliche Feinfühligkeit (definiert als Responsivität auf die Signale des Babys) – die zuvor als Königsweg der Transmission von früher Bindungssicherheit galt – zwar ein wichtiger, aber doch nur einer von mehreren Faktoren ist (DeWolff & van Ijzendoorn 1997). Weitere Faktoren, etwa Stimulation und positive Einstellung, sowie allgemeinere kontextuelle Faktoren, zum Beispiel die sozioökonomische Umwelt, sind für die Bindungssicherheit ebenfalls von Belang. Zudem spricht manches dafür, dass Säuglinge eine je verschiedene genetische Empfänglichkeit für die emotionale Umwelt erben können (Belsky 2006), was die Genetik (vielleicht sogar einzelne Gene³) zu einem maßgeblichen Moderator der Umwelteinflüsse macht. Der wachsende Bestand an Daten, die vermittelnde und moderierende Faktoren in der Beziehung zwischen den ersten Lebensjahren und der späteren Entwicklung zu erkennen geben, legt in einem gewissen Sinn eine einfache Schlussfolgerung nahe: Die psychoanalytische Kritik war von Anfang an berechtigt – Bindung ist nicht alles.

³ Caspi et al. 2010; Karg et al. 2011; Sugden et al. 2010; Uher & McGuffin 2008, 2010.

Als Bindungstheoretikern mag es uns widerstreben, auf den Erklärungsrahmen der Bindung zu verzichten, wenn wir die frühe emotionale Entwicklung zu verstehen versuchen. Wir erkennen jedoch an, dass das zunehmend komplexe und veränderliche Bild des Einflusses, den Bindungsprozesse auf den Lebenszyklus nehmen, und deren Vorhersagepotential erklärungsbedürftig sind. Die Forschung behauptet zwar, dass die Bindung ein evolutionsbedingter Trieb sei, der im Dienst sowohl des physischen Überlebens als auch der emotionalen und kognitiven Entwicklung von Säuglingen stehe; sie zeigt aber auch, dass die Art und Weise, wie Bindungen zwischen Säuglingen und ihren primären Bezugspersonen geknüpft werden, in hohem Maß von Umweltfaktoren abhängig ist. Dies sollte uns nicht überraschen, wenn wir eine evolutionäre Sichtweise der Bindung vertreten. Ein Prozess, der kognitiv und emotional so bedeutsam ist wie die Bindung, wäre nicht länger adaptiv, wenn er auf allgemeinere kognitive und emotionale Stimuli nicht reagierte. Wie Belski und andere Wissenschaftler behaupten, könnte allein dies das Vorherrschen unterschiedlicher Bindungsstile in verschiedenen Populationen erklären (Belsky 2006; Mikulincer & Shaver 2007).

Neuere interessante Bindungsstudien haben die detaillierte, diffizile Beobachtungsarbeit wiederbelebt, die Ainsworth sich ursprünglich zur Aufgabe gesetzt hatte. Diese Arbeit weist mehr Parallelen mit der in der psychodynamischen Tradition stehenden Säuglingsbeobachtung auf. Als Beispiel nennen wir Beebes und Lachmanns akribische mikroanalytische Arbeit über die frühe Mutter-Baby-Interaktion, der Daniel Sterns (1998) und Robert Emde's (z.B. Emde & Spicer 2000) Pionierstudien vorangingen. Beebes Bild-für-Bild-Analysen der Interaktionen von vier Monate alten Säuglingen mit ihren Müttern zeigten, dass die intrapersonalen Faktoren die Bindungssicherheit in höherem Maße bestimmten als die interpersonalen (Beebe et al. 2010, 2012). Es stellte sich heraus, dass die Kontingenz des mütterlichen Verhaltens mit dem vorangegangenen Verhalten des Babys (kontingente Responsivität) die Bindungssicherheit weit weniger zuverlässig vorhersagte als die Art und Weise, wie die Mütter ihr eigenes Verhalten regulierten, wie die Säuglinge ihr Verhalten mit dem der Mutter koordinierten und wie sie ihr Verhalten selbst regulierten. Säuglinge, die später als unsicher-widerstrebend klassifiziert wurden, hatten Mütter, die sich übergriffig verhielten; diese Säuglinge wichen aber auch aus, wenn die Mütter sie »verfolgten«. Unsicher gebundene Säuglinge wiesen eine höhere Selbstkontingenz bei Berührung auf und eine niedrigere bei Interaktionsbeteiligung [engagement]. Eine höhere Koordination der Beteiligung mit dem Engagement der Mutter charakterisierte unsicher ge-

bundene (speziell widerstrebend gebundene) Säuglinge, die aber auch eine niedrigere interaktive Koordination mit intrusiven Berührungen durch die Mutter zeigten. Desorganisiert gebundene Säuglinge zeigten eine höhere Selbstkontingenz bei affektiver Mimik, aber eine niedrigere bei Blick- und räumlicher Orientierung. Eine höhere Selbst- oder interaktive Kontingenz ist also nicht automatisch besser – sowohl die niedrigere oder gedämpfte Interaktivität als auch die erhöhte oder hypervigilante kontingente Interaktion hingen mit unsicheren Dyaden zusammen. Die Muster sind komplex und werden durch den Kontext moderiert. Nichts davon sollte uns überraschen. Überraschend ist vielmehr, dass wir es uns jemals unkomplizierter vorgestellt haben. In derselben Studie wurde die quantitative (Kontingenz-)Analyse durch eine qualitative Analyse – die Identifizierung von »Verhaltensextreemen« – ergänzt. Sie gab Aufschluss über wichtige mütterliche Faktoren, die zum Entstehungsprozess einer unsicheren Bindung beitragen. So sagte eine übertriebene Überraschungs- oder Lächelreaktion der Mutter auf die Bedrängnis des Babys eine desorganisierte Bindung voraus. Ein typisches Vorläufermuster einer Bindungsdesorganisation kann etwa so aussehen, dass die Mutter in Reaktion auf die herabgezogenen Mundwinkel des Babys ihr Gesicht näher an das des Kindes heranführt und dabei lächelt. Wenn der Säugling daraufhin den Blickkontakt abbricht, rückt die Mutter noch näher und lächelt noch stärker. Nun senkt das Kind den Kopf, aber die Mutter drängt sich ihm nach wie vor lächelnd ins Blickfeld. Wenn das Baby zu weinen beginnt, zeigt die Mutter Überraschung.

Was Beebes Arbeit ebenso wie wichtige andere empirische Beobachtungen demonstriert, ist die gemeinsame Konstruktion der Bindungsbeziehung durch den Säugling und seine Bezugsperson. Sie beruht nicht auf einer perfekten Mutter-Kind-Symmetrie – im Vergleich zum Baby verfügt die Mutter zweifellos über »eine größere Verhaltensbandbreite, -kontrolle und -flexibilität« (Beebe et al. 2010, S. 113). Spezifische extreme mütterliche Verhaltensweisen (z. B. Lächeln in Reaktion auf das Leid des Kindes) können den Bindungsstatus unverhältnismäßig stärker beeinflussen als Interaktionen, die zwar häufiger auftreten, aber weniger disruptiv sind. Die Bindung ist ein fluides, ko-konstruiertes und flexibles System, das durch statische Formulierungen verzerrt wiedergegeben wird. Auch dies kommt den psychoanalytischen Einwänden nahe.

Arbeiten wie zum Beispiel Beebes Forschungen können den »psychoanalytischen Säugling«, dieses hypothetische Wesen, das aus der spekulativen Rekonstruktion der Narrative erwachsener Patienten hervorgeht, in das Bild eines Säuglings verwandeln, dem reale, systematische Kinder-

beobachtungen zugrunde liegen und Einschränkungen auferlegen, das aber seinen dynamischen Charakter behält. Auch dieses Bild ist alles andere als eindeutig; kohärente, für die Psychoanalyse und für die Bindungstheorie akzeptable Modelle setzen eine wohldurchdachte Integration qualitativer und quantitativer Beobachtungsdaten voraus. Ein gutes Beispiel für eine erfolgreiche theoretische Weiterentwicklung dieser Art ist Tronicks (2007) Versuch, das Konzept des inneren Arbeitsmodells in den subtileren, dynamischen Rahmen eines Modells der gemeinsamen Regulation (»Mutual Regulation Model« = MRM) der Dyade zu integrieren, das auf die in jedem Augenblick stattfindende dyadische Erzeugung von Bedeutung fokussiert; sie entsteht durch Interaktionen zwischen dem Säugling und dem Erwachsenen, bei denen es sich um extrem schwer fassbare und flüchtige, nonverbale Prozesse der Mikroregulation handeln kann.

Zusammenfassend können wir festhalten, dass sich das bindungstheoretische Denken empirisch, klinisch und theoretisch (in der Phase der Kuhn'schen normalen Wissenschaft) bewährt hat, die künftige Theoriebildung und Bindungsforschung aber Verbesserungen an bestimmten Überlegungen vornehmen müssen. Einige der Veränderungen, zu denen sich die Bindungsforschung wird durchringen müssen – sie betreffen subtilere Formen der Beurteilung und Messung der Bindung und Bindungsherstellung –, um zum Beispiel auch den Schwankungen im Verlauf des Lebens Rechnung zu tragen, bestätigen Bedenken hinsichtlich der Bindungstheorie, die von Psychoanalytikern vorgebracht werden – wenngleich der Hinweis, dass der empirischen, evidenzgestützten Arbeit dabei größte Bedeutung zukommt, viele Psychoanalytiker womöglich abermals verärgern wird.

Herausforderungen der psychotherapeutischen Ergebnisforschung

Eine der Fragen, die der Psychoanalyse seit langem zusetzen und wahrscheinlich für ihre langfristige Zukunft als Projekt, das sich nicht als Geheimlehre verstehen möchte, relevant sind, hängt direkt mit dem sogenannten »Dodo-bird-Urteil« zusammen – der Beobachtung, dass alle bonafide angebotenen psychodynamischen Interventionen ungefähr gleichermaßen effektiv sind, auch wenn sich ihre Methoden oder zugrundeliegenden Theorien erheblich voneinander unterscheiden oder einander sogar widersprechen (vgl. z. B. Budd & Hughes 2009; Mansell 2011). Auf einer praktischen Ebene hat sich die psychoanalytische Welt mit der Realität des »Dodo-bird-Urteils« arrangiert. An die Stelle des Parteienkriegs, der das Feld in den mittleren Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts beherrschte,

sind der vielgerühmte Pluralismus und eine freireligiöse Offenheit getreten. Dieser Pluralismus ist zwar zu begrüßen, aber er ist zugleich auch ein Symptom der Tatsache, dass in der Psychoanalyse keine Theorie oder Denkschule mit irgendeiner Berechtigung behaupten kann zu wissen, was funktioniert oder warum es das tut. Was ihre Erklärungsmechanismen betrifft, so hat sich die Psychoanalyse ihre Identität durch eine Pascal'sche Wette⁴ gewahrt. Dagegen vertreten wir die Ansicht, dass die Entwicklung eines tieferen Verständnisses ihrer eigenen Prozesse die Aufgabe ist, vor der die Psychoanalyse heute steht, wenn sie die Art von Selbstgewahrsein entwickeln will, nach dem die klassische Psychoanalyse so konsequent strebte. Wenn wir die Psychoanalyse nicht als einen Entschluss zu glauben begreifen wollen, müssen wir uns fragen, wie sie funktioniert – mit Freuds (1923b) Worten: »Ein Bewußtsein, von dem man nichts weiß, scheint mir doch um vieles absurder als ein unbewußtes Seelisches« (S. 243, Fn.).

Eine Theorie des Mentalisierens und die Fähigkeit, aus Erfahrung zu lernen

Mentalisieren ist die Fähigkeit, uns selbst und andere zu verstehen, indem wir uns über intentionale mentale Zustände klar werden. Dies setzt ein Gewahrsein eigener oder fremder innerer Zustände voraus, vor allem wenn es darum geht, Verhalten zu erklären. Dass mentale Zustände unser Verhalten beeinflussen, steht außer Frage. Unser Handeln wird immer von Überzeugungen, Wünschen, Gefühlen und Gedanken bestimmt – ganz gleich, ob sie uns bewusst sind oder nicht. »Mentalisieren« wird zwar häufig grob vereinfachend mit empathischer Einfühlung in andere Menschen gleichgesetzt, umfasst aber in Wirklichkeit ein ganzes Spektrum unterschiedlicher Fähigkeiten. Ihm liegen vier Polaritäten zugrunde, die durch jeweils eigene, relativ distinkte neuronale Schaltkreise vermittelt werden:

1. automatisch – kontrolliert,
2. innerlich orientiert – äußerlich orientiert,
3. selbstorientiert – fremdorientiert und
4. kognitiv – affektiv (Fonagy & Luyten 2009).

Mit diesen Dimensionen erfasst das Konzept die gesamte soziale Kognition.

⁴ Anm. d. Red.: Bei der Pascal'schen Wette handelt es sich um das Argument des französischen Philosophen und Mathematikers Blaise Pascal (1623–1662) für den Glauben an Gott: Danach ist es vernünftiger, an Gott zu glauben als nicht an ihn zu glauben; denn wenn es keinen Gott gibt, verliert man nichts. Glaubt man jedoch nicht an Gott und es gibt ihn doch, dann wird man bestraft.

Da die menschliche Psyche gezwungen war, auf immer schwierigere, komplexere Bedingungen und wachsende Konkurrenz zu reagieren, können Art und Inhalt sozialen Wissens nicht durch genetische Ausstattung oder Konstitution festgelegt sein; sie müssen vielmehr während einer langen Entwicklungsphase durch eine Gruppe Verwandter, d. h. durch die Bindungspersonen, stetig optimiert werden. Das Mentalisieren ermöglicht nicht nur eine bessere Anpassung an die äußere Umwelt, indem es der sozialen Kooperation und reibungslosen Abläufen in den Verwandtschaftsgruppen zugutekommt; es unterstützt auch den Überlebenskampf, wenn unter mehreren sozialen Gruppen Zwietracht herrscht. Die Evolution hat unseren Bindungsbeziehungen die Aufgabe übertragen, die Entwicklung und Reifung des sozialen Gehirns sicherzustellen. Die Fähigkeit zum Mentalisieren wird ebenso wie zahlreiche andere sozial-kognitive Fähigkeiten durch die erlebten sozialen Interaktionen mit Bezugspersonen hervorgebracht. Weiterentwicklungen der sozialen Kognition gingen Hand in Hand mit Entwicklungsaspekten, die davon ganz unabhängig zu sein scheinen, etwa die extreme Hilflosigkeit im Säuglingsalter und der frühen Kindheit, eine besonders lange Kindheit und das Auftauchen intensiver mütterlicher Betreuung.

Die Theorie des Mentalisierens ist ein Spross der Bindungstheorie: Sichere Bindungsbeziehungen, in denen die Bindungspersonen sich für das, was im Säugling und Kleinkind vorgeht, interessieren, bieten ideale Bedingungen zur Förderung des Mentalisierens (Fonagy; Steele & Steele 1991). Mithin ist sie der Bindungstheorie fraglos zu Dank verpflichtet; sie hat aber auch einen Beitrag zur Bindungsforschung geleistet, indem sie die Prozesse der intergenerationellen Transmission erklärt und die Frage beantwortet, warum eine sichere Bindung in Bezug auf einen resilienten Umgang mit entwicklungswidrigen Erfahrungen so wichtig ist (Fonagy et al. 1994) und wie Bindungstraumata mit Persönlichkeitsstörungen zusammenhängen (Fonagy 1998). Wir haben die Auffassung vertreten, dass die Fähigkeit der Bezugsperson, das Kind zu mentalisieren, dessen Chance verbessert, eine sichere Bindung aufzubauen. Vor dem Hintergrund dieser Bindungsbeziehung können Kleinkinder andere Subjektivitäten einschließlich derjenigen ihrer Bezugspersonen ungehindert erforschen. Wenn dem Kind klar wird, dass es als denkendes und fühlendes intentionales Wesen zutreffend repräsentiert wird, ist sichergestellt, dass seine eigenen Mentalisierungsfähigkeiten sich gut entwickeln können (Fonagy et al. 2004). Neue theoretische Überlegungen zum Mentalisieren gehen aber noch einen Schritt weiter und verweisen auf eine bislang nicht erwähnte wichtige Funktion der Bindungsbeziehungen, nämlich die Entwicklung

epistemischen Vertrauens und die Ermöglichung sozialen Lernens in einem sich fortlaufend verändernden Umweltkontext (Fonagy, Luyten & Allison 2015; Fonagy & Luyten 2016).

Grundlegend für diese neue Entwicklung in der Mentalisierungstheorie ist eine evolutionspsychologische Sichtweise eines exklusiv menschlichen Dilemmas, das mit der Vermittlung von Kultur und sozialem Lernen zusammenhängt (Heyes & Frith 2014). Als die Menschen auf immer höhere Stufen der sozialen Komplexität gelangten, machte das Überleben des Individuums wie auch der Gruppe die Transmission von sozialem Wissen auf erheblich anspruchsvollerer Ebenen erforderlich (Wilson 1976). Menschliche Säuglinge wurden immer häufiger in eine Welt hineingebohren, in der sich die Erwachsenen selbsthergestellter Werkzeuge bedienten, deren funktionale Eigenschaften, Anwendungsweisen oder Reproduktionsmethoden sich nicht ohne Weiteres erschlossen; das bedeutet, dass wir lernen mussten, einer Quelle zu vertrauen, die uns half, den Gebrauch solcher Gegenstände zu erlernen. Zusätzlich erschwert wird dieses Problem der Lernförderlichkeit durch die Tatsache, dass wir ein gegenläufiges Bedürfnis nach epistemischer Wachsamkeit oder Vigilanz haben – ein Bedürfnis nach Vorsicht und sorgfältiger Beurteilung seitens des jungen, beobachtenden Lernenden, der dadurch zu verhindern versucht, dass er betrogen oder absichtlich oder versehentlich falsch informiert wird (Sperber et al. 2010). Csibra & Gergely haben die Ansicht vertreten, dass wir, um ebendiese natürliche epistemische Wachsamkeit auszuschalten, eine für den Menschen spezifische, hinweisgesteuerte Form der sozialen kognitiven Anpassung entwickelt haben, die einen effizienten Wissenstransfer gewährleistet. Dieser »Theorie der natürlichen Pädagogik (ToNP)« (Csibra & Gergely 2009, 2011) zufolge haben Menschen, um neues und relevantes kulturelles Wissen lehren und erlernen zu können, eine spezifische Kommunikationsweise entwickelt, die speziell dem Transfer subtiler Wissensformen, die weder offensichtlich noch selbsterklärend sind, dient. Darüber hinaus ermöglicht sie die Transmission kultureller Annahmen, die sodann vertrauensvoll als allgemein anwendbar übernommen und mit der gesamten sozialen Gruppe geteilt werden können.

Wir haben die Theorien von Sperber, Gergely und Csibra mit unseren vorangegangenen Überlegungen zur Bindung zusammengeführt, weil wir hier einen entscheidenden Kontext für den Erwerb von Mentalisierungsfähigkeiten sehen. Wir haben von Anfang an gesagt, dass die evolutionäre Funktion der dyadischen Mutter-Säugling-Beziehung über die Gewährleistung der Sicherheit des Kindes hinausgeht, weil das Bindungssystem von der Evolution sozusagen »gekapert« wurde, um als Plattform für die

transgenerationelle Weitergabe kulturellen Wissens zu dienen, und zwar insbesondere für die Vermittlung von Wissen über die Natur der Subjektivität und die Symbolisierungsaktivität des menschlichen Geistes (Fonagy, Gergely & Target 2007; Fonagy et al. 2004). Unserer Ansicht nach besteht der entscheidende evolutionäre Vorteil der menschlichen Bindung darin, dem Säugling die Gelegenheit zur Entwicklung seines sozialen Verständnisses zu geben. Alan Sroufe und Myron Hofer (Hofer 2003) haben bahnbrechende Arbeit geleistet, um den Anwendungsbereich der Bindungstheorie von der Erklärung des Auftauchens sozialer Erwartungen auf eine wesentlich breitere Konzeptualisierung der Bindung als Organisator der physiologischen und der Gehirnregulation zu erweitern. Unsere Arbeit führt diese Überlegungen lediglich weiter. Die Bindung stellt sicher, dass die Gehirnprozesse, die der sozialen Kognition zugrunde liegen, angemessen organisiert und fähig sind, uns das Leben und Arbeiten mit anderen Menschen zu ermöglichen. Unsere Theorien wurden zum Teil in Reaktion auf die Grenzen der Bindungstheorie entwickelt. Die evolutionäre Funktion der Bindung geht unserer Ansicht nach weit über den Rahmen dessen, was Bowlby für diesen Prozess herausgearbeitet hat, hinaus.

Unter Berufung auf Bertrand Russell (1940) sowie Sperber & Wilson (1995) zeigen Csibra & Gergely (2006, 2009, 2011), dass die Vermittlung von Wissen durch ostentative Signale getriggert wird. Menschliche Säuglinge und Kleinkinder verfügen über eine artspezifische Sensibilität für bestimmte nonverbale, ostentative Signale. Dabei handelt es sich um spezifische Stimuli, mittels deren die »Lehrerin« dem Kind bedeutet, dass sie sich anschickt, ihm wichtige kulturelle Information zu vermitteln. Solche Signale werden von Säuglingen und Kleinkindern präferentiell beachtet und üben einen klar erkennbaren Einfluss auf ihr Verhalten aus. Zu ostentativen Signalen zählen Blickkontakt, abwechselnde kontingente Reaktivität und ein spezieller Tonfall (»Mutterisch«). Diese pädagogische Haltung versetzt das Kind in einen Zustand der Lernbereitschaft und öffnet einen Kanal für den Empfang neuer Informationen über die soziale und persönlich relevante Welt. Sie gibt zu verstehen, dass diese Informationen über spezifische Erfahrungen hinausreichen und generisch anwendbar sind. Mittlerweile bestätigen immer mehr Forschungsdaten, dass die Herstellung persönlichen Kontakts zu einem Kleinkind die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass es sich darauf einstellt, durch eine nachfolgende Kommunikation persönlich relevante und generalisierbare Informationen zu erhalten (Egyed, Király & Gergely 2013; Király, Csibra & Gergely 2013). So ist es kaum überraschend, dass menschliche Säuglinge und Kleinkinder (aber auch erwachsene Menschen) Informationen bereitwilliger aufnehmen und

internalisieren, wenn sie den Eindruck haben, dass der Lehrer an dem, was in ihnen vorgeht, Anteil nimmt und sie be-denkt.

Daraus ergeben sich faszinierende Implikationen für die Theorie der Psychopathologie wie auch für die Praxis psychodynamischer Interventionen. Ostentative Signale schaffen eine Gelegenheit zum Lernen, weil sie ein Gefühl des epistemischen Vertrauens erzeugen. Ostentative Signale bedeuten dem Säugling und Kleinkind durch ihre Nachdrücklichkeit, dass jemand anderer ein spezifisches Interesse an ihm hat. Dieses Interesse spiegelt sich vor allem in einer kontingenten Responsivität wider. Die Bindung wird durch denselben Prozess hergestellt. Wir haben es also mit zwei ganz entscheidenden biologischen Mechanismen zu tun, die womöglich sogar eng zusammenhängen: einem Mechanismus, der Beziehungen stützt und Teil der Affektregulation ist, und einem Mechanismus, der Lernen und Explorieren ermöglicht. Diesen zweiten Mechanismus betrachtete Bowlby ursprünglich als getrennt, aber abhängig von dem Gefühl einer sicheren Basis (Bowlby 2008 [1988]). Die kontingente Reaktion der Bezugsperson (Bindungsperson) ermöglicht die Herstellung einer spezifischen, unersetzlichen Bindung und weckt gleichzeitig die vertrauensvolle Überzeugung, dass dieser Mensch als Informationsquelle zuverlässig ist. Ein sicher gebundenes Kind erlebt die primäre Bindungsperson auch als verlässliche, aufrichtige Informationsquelle, die über ein kompetentes Verständnis der sozialen Umwelt verfügt. Weiter gedacht, bedeutet dies, dass die Erwartung, im Großen und Ganzen auf sensible Reaktionen zu treffen (sichere Bindung), auch eine allgemeine Lernbereitschaft erzeugt. Dass sicher gebundene Kinder schneller lernen, ist also nicht überraschend. Die Bindung ist eine spezifische Voraussetzung für die Entstehung epistemischen Vertrauens – der Wahrscheinlichkeit, dass wir eine Information, die wir erhalten, als relevant erachten und internalisieren und dass sie unsere Repräsentation der Welt modifiziert. Kinder sind begierig, die geheimnisvolle mentale Welt ihrer Mitmenschen kennenzulernen; besonders bereitwillig aber lernen sie andere Psychen kennen, wenn sie epistemisches Vertrauen erworben haben.

Gestützt auf die bahnbrechende Arbeit von Dan Sperber (Sperber et al. 2010; Wilson & Sperber 2012), nehmen wir an, dass die interpersonalen Grundlagen eines effizienten Lernens aus Erfahrung zumindest teilweise mit der respektgebietenden Autorität zusammenhängen, die wir bestimmten Personen, in die wir unser epistemisches Vertrauen setzen, zuschreiben. Die Erfahrungen, die wir in sicheren Bindungen machen, beruhen darauf, dass wir mentalisiert wurden oder uns verstanden fühlten. Im Einklang mit dem inneren Zustand eines anderen Menschen zu mentalisieren

oder zu handeln ist ein ostentatives Signal, das vermutlich epistemisches Vertrauen weckt und stärkt – das heißt, die Voraussetzung dafür schafft, dass jemand neue Informationen, die er von einem anderen Menschen erhält, als vertrauenswürdig, verallgemeinerbar und für sich selbst relevant erachtet. Mit anderen Worten: Die Bindung könnte durch die natürliche Selektion dazu ausersehen worden sein, die zutreffende Identifizierung von Individuen zu vermitteln, denen man die Weitergabe wertvollen kulturellen Wissens (die Transmission von »Memen«) von einer Generation an die nächste anvertrauen kann (Wilson 1976; Wilson & Wilson 2007). Indem die sichere Bindung ein sensibles und angemessenes ostentatives Signalisieren gewährleistet, trägt sie zur Schaffung der Bedingungen bei, unter denen die epistemische Vigilanz nachlassen kann.

Auch wenn die Bindung vermutlich als Schlüsselmechanismus im Dienst der Vermittlung epistemischen Vertrauens steht, ist sie einem basalen biologischen Prozess nachgeordnet, der durch natürliche Selektion erhalten geblieben ist. Die sichere Bindung ist keine notwendige Voraussetzung für die Erzeugung von epistemischem Vertrauen, könnte aber eine hinreichende Bedingung dafür sein; zudem ist sie als evolutionsbedingter, hochgradig effektiver Indikator von Vertrauenswürdigkeit der in der frühen Kindheit einflussreichste Mechanismus. Was in der Bindungstheorie unserer Ansicht nach untergewichtet wurde, ist die Tatsache, dass ein sicher gebundenes Kind seine Bezugsperson als eine zuverlässige Wissensquelle wahrnimmt. Die stimmigen emotionalen Reaktionen einer feinfühligsten Bezugsperson werden dem Kind eindeutig durch die ostentativen Signale vermittelt – oft in Form eines markierten Spiegels (das eine übertriebene Mimik mit einem speziellen Tonfall kombiniert und dem Säugling seine eigenen Gefühle dadurch auf eine »geschauspielerte« Weise zurückspiegelt). Durch markiertes Spiegeln beschreibt die Erwachsene den emotionalen Zustand des Kindes so, wie er von diesem empfunden wird, lässt aber gleichzeitig keinen Zweifel daran, dass sie nicht ihre eigenen, sondern die Gefühle des Kindes zeigt und dass sie sie versteht. Ebendiese Interaktionen lehren das Kind den Inhalt mentaler Zustände – sie lehren es, seine eigenen Gefühle und Gedanken zu verstehen und sich eine Vorstellung von den Gefühlen und Gedanken anderer Menschen zu machen. Was die Vernachlässigung von Sexualität und Aggression im bindungstheoretischen Denken betrifft, so bietet die Mentalisierungstheorie eine Möglichkeit der Integration mit der traditionellen Psychoanalyse, da sie betont, dass Sexualität und Aggression in der Entwicklung am seltensten markiert gespiegelt werden und deshalb immer ein wenig fremd bleiben und leicht agiert werden (Fonagy 2011; Fonagy & Luyten 2016).

Dieser evolutionären Sichtweise zufolge wäre ein spezifischer Bindungsstil weniger als Maßstab dafür anzusehen, inwieweit es der Mutter gelungen ist, Bindungssicherheit in ihrem Kind zu erzeugen. Der vom Kind erworbene Bindungsstil sollte vielmehr in einem breiteren Sinn als adaptives Ergebnis eines Lernprozesses verstanden werden, nämlich des Erlernens der am besten geeigneten Methode, in einer komplexen interpersonalen Welt sozial zu überleben (Belsky 2006; Mikulincer & Shaver 2007; Simpson & Belsky 2008). Man kann sich zum Beispiel vorstellen, dass ein vermeidendes/ablehnendes Modell der Bindung in bestimmten Umwelten besser schützt als eine sichere Bindung. In ähnlicher Weise könnte der unsicher-verstrickte Bindungsstil erfolgreich dafür sorgen, dass ein Kind sich in einem Kontext ungesicherter Ressourcen interpersonale Aufmerksamkeit und Ressourcen sichert. Wir könnten sogar so weit gehen zu behaupten, dass schwere Persönlichkeitsstörungen wie die Borderline-Persönlichkeitsstörung (BPS), die in unserem normativen sozialen Umfeld eindeutig dysfunktional sind, Anpassungsvorteile haben, wenn Menschen in einem Milieu leben, das durch ein hohes Maß an interpersonaler Gewalt gekennzeichnet ist, so dass sie sich nur durch extreme Wachsamkeit schützen können. Unter diesen Umständen kann es auch von hohem Vorteil sein, sehr rasch intensive emotionale Beziehungen eingehen zu können, die erforderlichenfalls lebensnotwendigen Schutz bieten oder andere Ressourcen erschließen können. Die Mentalisierungsstärken vieler Menschen mit BPS – die Tendenz, auf der Grundlage unmittelbarer visueller und emotionaler Hinweise Rückschlüsse auf die mentalen Zustände anderer Personen zu ziehen, die Hypersensibilität für Gesichtsausdrücke, die Hyperreaktivität auf positive und emotionale Stimuli – lassen allesamt auf ein Mentalisierungsprofil schließen, das dem Funktionieren in einer gefährlichen oder risikolastigen Umwelt angepasst ist.

Wege in die Zukunft

Die klinischen Implikationen dieser Überlegungen zum Mentalisieren, zur Bindung und zum epistemischen Vertrauen lassen sich in zwei Kategorien einteilen. Die erste enthält die Konzeptualisierung der Psychopathologie, die Art und Weise, wie wir verschiedene Formen psychischer Erkrankungen und Störungen, ihre Komorbidität und die Art der Psychopathologie im Laufe des Lebens strukturieren und verstehen. Die zweite Kategorie, die sich aus der von uns postulierten Theorie ergibt, betrifft die Organisation und Durchführung klinischer Interventionen: Was macht

die Therapie effektiv, und welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit ein effektives Ergebnis erzielt werden kann?

Die Konzeptualisierung der Psychopathologie

Eine veritable Schwierigkeit, mit der Bindungsforscher konfrontiert sind, ergibt sich aus den überaus spärlichen Daten, die eine Beziehung zwischen unterschiedlichen Bindungsstilen und spezifischen Formen der Psychopathologie belegen. In einer Metaanalyse fanden Fearon et al. (2010) einen signifikanten Zusammenhang zwischen einer unsicheren Bindung im Kindesalter und späteren Externalisierungsproblemen. Die Effektgröße war für Jungen höher als für Mädchen und für desorganisiert gebundene Kinder höher als für solche mit anderen Bindungsstilen. Abgesehen davon wurde bislang keine Beziehung zwischen dem Bindungsstil und spezifischen Psychopathologien identifiziert. Eine allgemeinere Schwierigkeit hängt damit zusammen, dass sich die individuellen psychiatrischen Krankheitsverläufe nicht an die diskreten, symptomorientierten und zeitlich begrenzenden Kategorien halten, die in der Forschung bei der Konzeptualisierung spezifischer Störungen zur Anwendung kommen. Stattdessen verändert sich das Krankheitsbild im Laufe des Lebens – vor allem im Falle der schwereren Beeinträchtigungen. Ein typisches Beispiel wäre etwa die Entwicklung von einer Verhaltensstörung in der Adoleszenz zur Depression im Erwachsenenalter.

Diese fehlende Spezifität könnte mit beeindruckenden Daten zusammenhängen, die Caspi et al. (2013) vorgelegt haben – Daten, die tatsächlich auf einen allgemeinen Psychopathologiefaktor in der Struktur psychiatrischer Störungen schließen lassen. In ihrer in Dunedin, Neuseeland, durchgeführten Langzeitstudie untersuchte diese Forschergruppe die Struktur der Psychopathologie – Dimensionalität, Persistenz, simultane und aufeinanderfolgende Komorbidität – von der Adoleszenz bis ins mittlere Lebensalter. Es stellte sich heraus, dass sich psychiatrische Störungen überzeugender durch einen Faktor der allgemeinen Psychopathologie (bezeichnet als p-Faktor als konzeptuelle Parallele zum g-Faktor, der hinreichend belegten Dimension der allgemeinen – generellen – Intelligenz) erklären lassen. Ein höherer p-Faktor-Wert hängt mit einem erhöhten Schweregrad der Beeinträchtigung zusammen: »Höhere Werte auf dieser Dimension waren mit massiverer Lebensbeeinträchtigung, höherer familiärer Belastung, ungünstigeren Entwicklungsverläufen und stärker beeinträchtigter Hirnfunktion in den ersten Lebensjahren assoziiert« (Caspi et al. 2013, S. 131). Das Konzept des p-Faktors erklärt überzeugend, was es

so schwierig macht, einzelne Ursachen, Konsequenzen oder Biomarker zu identifizieren und auf psychiatrische Störungen je spezifische Behandlungen zuzuschneiden.

Der p-Faktor ist ein statistisches Konstrukt. Die Frage, die diese erste Konzeptualisierung aufwirft, lautet: Was ist der p-Faktor, was misst er? Im Einklang mit unseren jüngsten Überlegungen behaupten wir, dass der p-Faktor das epistemische Vertrauen misst: Ein Mensch mit einem hohen p-Faktor-Wert befindet sich in einem Zustand epistemischer Hypervigilanz und epistemischen Misstrauens. Ein depressiver Patient mit einem niedrigen p-Faktor kann sich mit Hilfe einer via Internetplattform durchgeführten kognitiven Verhaltenstherapie erholen – diese Patienten sprechen relativ gut auf Behandlungen an, weil sie für soziales Lernen in Form einer therapeutischen Intervention offen sind. Hingegen ist bei depressiven Patienten mit hohem p-Faktor, die unter hohen Graden von Komorbidität, langwierigen Schwierigkeiten und massiveren Beeinträchtigungen leiden, aufgrund ihres abgrundtiefen epistemischen Misstrauens oder einer regelrechten epistemischen Versteinerung eine Behandlungsresistenz zu erwarten. Wir halten es für wahrscheinlich, dass solche Patienten auf eine Langzeittherapie mit intensivem Mentalisieren und an ostentativen Signalen reichen Interaktionen angewiesen sind, damit sie epistemisches Vertrauen und epistemische Offenheit entwickeln können.

Wir behaupten, dass die Beziehung, die sich im Laufe der Entwicklung zwischen epistemischer Hypervigilanz und der jeweiligen Art der Psychopathologie herausbildet, typischerweise manifest wird, wenn soziale Adversität – insbesondere in Form von Traumatisierung oder Misshandlung – das Vertrauen des Individuums in soziales Wissen jeglicher Art zerstört. Der Betroffene verhärtet sich und ist auf der interpersonalen Ebene kaum mehr erreichbar, weil er neuen Informationen in sämtlichen Kontexten jede persönliche Relevanz abspricht, ganz gleich, ob diese neue Information der eigenen Erfahrung oder der Kommunikation seitens einer Bindungsperson oder eines anderen Menschen entnommen werden kann. Diesem Modell zufolge konzeptualisieren wir Persönlichkeitsstörungen als eine Form der Unzugänglichkeit für kulturelle Kommunikation (Fonagy & Luyten 2016; Fonagy, Luyten & Allison 2015). Epistemisches Misstrauen infolge von Vernachlässigung, Misshandlung oder Missbrauch kann sowohl epistemischen Hunger als auch Misstrauen wecken – mit gewichtigen klinischen Implikationen, die zu ignorieren ausgesprochen gefährlich ist. In der Behandlung von Patienten mit BPS kann z. B. die Aktivierung eines desorganisierten Bindungssystems iatrogene Folgen haben (Fonagy & Luyten 2016). Die Rigidität und »Unerreichbarkeit« so vieler

BPS-Patienten, die es in der Vergangenheit so schwer gemacht haben, dieser Patientengruppe (die oft intensive Frustrationsgefühle in Therapeuten hervorruft) zu helfen, beruht auf ihrer Unfähigkeit, dem, was sie hören, Glauben zu schenken.

Klinische Implikationen

Die Theorie des epistemischen Vertrauens als grundlegende Struktur der Psychopathologie hat wichtige Implikationen für klinische Interventionen sowie für die Rolle der Bindung und des Mentalisierens in der Therapie. Unserer Ansicht nach ist die Zunahme des epistemischen Vertrauens zum Beispiel im Falle der BPS die treibende Kraft therapeutischer Veränderung. Wir behaupten jedoch auch, dass die Wiederbelebung des epistemischen Vertrauens im therapeutischen Kontext lediglich ein Teil des sozialen Lernprozesses – präziser: des sozialen Umlernens – ist, der in der größeren sozialen Umwelt des Patienten unterstützt werden muss, damit eine Chance auf dauerhafte oder sinnhaltige Veränderung besteht. Dies bestätigt das oben erwähnte Dilemma des »Dodo-bird-Urteils«. Wenn wir behaupten, dass epistemisches Misstrauen den der Psychopathologie zugrunde liegenden p-Faktor konstituieren könnte, nehmen wir auch an, dass das Wiedererwachen des epistemischen Vertrauens für sämtliche effektiven therapeutischen Interventionen maßgeblich ist. Darüber hinaus postulieren wir einen dreistufigen Veränderungsprozess, in dem Bindung, Mentalisieren und soziale Umwelt mit dem Wiederauftauchen des epistemischen Vertrauens synergistisch zusammenwirken.

Kommunikationssystem 1: Die Kommunikation von Inhalt

Auf der ersten Stufe einer jeden effektiven Intervention geht es darum, dem Patienten auf schlüssige und für ihn glaubwürdige Weise wichtige Informationen über seinen Zustand zu geben. In dieser Phase können unterschiedliche Erklärungsmodelle zur Anwendung kommen – z. B. frühe Schemata, invalidierende Erfahrungen, Objektbeziehungen und aktuelle Bindungserfahrungen –, entscheidend ist aber, dass der Patient in dem vermittelten Modell eine persönliche Relevanz erkennen kann. Er macht die Erfahrung, als Urheber-Selbst (agentisches Selbst) durch eine therapeutische Form des markierten Spiegels verstanden zu werden. Der Prozess der Anwendung und Vermittlung dieses Wissens dient nicht nur als relevante soziale Kommunikation, sondern geht mit einem subtilen und mannigfaltigen Signalisieren seitens des Therapeuten einher. Dies setzt freilich voraus, dass der Therapeut in der Lage ist, den Patienten effektiv

zu mentalisieren, dessen Zustand hinreichend gut zu verstehen, um mit angemessen ostentativen Signalen reagieren und das Modell – das soziale Wissen der Intervention – in einer Weise formulieren zu können, die mit der Art, wie der Patient selbst seinen psychischen Zustand erlebt, übereinstimmt. Der tatsächliche Inhalt dieser Form des sozialen Wissens kann für den Patienten extrem hilfreich dabei sein, sich selbst und seine Reaktionen auf andere zu verstehen – d. h. zu mentalisieren. Der generische Wert der Kommunikation dieses sozialen Wissens besteht aber darin, dass das Erleben des Patienten anerkannt wird. Ebendies ist geschicktes, sensibles therapeutisches Mentalisieren, und eine seiner Konsequenzen ist das Nachlassen des epistemischen Misstrauens.

Kommunikationssystem 2: Das Wiederauftauchen robusten Mentalisierens

Indem der Therapeut soziales Wissen in Form des therapeutischen Modells kommuniziert, bemüht er sich eigentlich, das Urheber-Selbst (agentisches Selbst) des Patienten anzuerkennen; er markiert dessen Erleben, indem er die Information auf eine Weise präsentiert, die dem emotionalen Zustand des Patienten Rechnung trägt, und bedient sich ostentativer Signale, um ihm sowohl die persönliche Relevanz als auch den allgemeineren sozialen Nutzen des therapeutischen Modells zu vermitteln. Letztlich hilft der Therapeut dem Patienten, seine – durch die Evolution weitergetragene – Fähigkeit wiederzubeleben, soziale Kommunikation von Bindungspersonen anzunehmen, nachdem ihm diese Fähigkeit infolge von widrigen Umwelterfahrungen, genetischer Vulnerabilität oder beidem verlorengegangen ist. Indem der Therapeut den Patienten effektiv mentalisiert, demonstriert er modellhaft, wie sich in einer offenen, vertrauenswürdigen und relativ niedrige Arousalgrade erzeugenden Umwelt mentalisieren lässt. Dies erzeugt einen positiven Kreislauf: Der Patient kann sich aus seiner epistemischen Isolation herausbegeben und seine eigenen Mentalisierungsfähigkeiten zu üben und zu kultivieren beginnen, weil ihm die Erfahrung einer feinfühligsten Responsivität zuteilwird. Diese zusammenfassende Beschreibung stellt den oft komplexen, nonlinearen Prozess vereinfacht dar. Gleichwohl handelt es sich um einen Prozess, in dem der Patient idealerweise eine epistemische Veränderung durchläuft und ausgewogenere, robustere Mentalisierungsfähigkeiten entwickelt.

Wir weisen dennoch (auch wenn dies den Befürwortern der mentalisierungsgestützten Behandlung zunächst kontraintuitiv erscheinen mag) darauf hin, dass diese Verbesserung des Mentalisierens nicht das entscheidende Ziel einer dauerhaft erfolgreichen Therapie ist. Die Bedeutsamkeit

verbesserten Mentalisierens besteht darin, dem Patienten zu ermöglichen, von seiner größeren sozialen Umwelt zu lernen. Damit kommen wir zur nächsten Stufe.

Kommunikationssystem 3: Das Wiederauftauchen des sozialen Lernens außerhalb der Therapie

Das verbesserte Mentalisieren, das durch die erfolgreiche therapeutische Intervention ermöglicht wird, bringt im Idealfall bessere soziale Beziehungen und Erfahrungen außerhalb des Behandlungszimmers mit sich. Wachsendes epistemisches Vertrauen, flexibleres Interpretieren sozialer Erfahrungen und weniger rigide Reaktionen darauf bahnen dem Patienten den Weg, gutartige oder zumindest so gut handhabbare soziale Interaktionserfahrungen zu machen, dass ihm seine Mentalisierungsfähigkeit nicht abhandenkommt. Dies erzeugt einen positiven Kreislauf: Das Mentalisieren wird zunehmend robust, und dadurch wiederum verbessert sich die Mentalisierungsfähigkeit. Diese letzte, entscheidende Phase des sozialen Lernens außerhalb des therapeutischen Settings ist in hohem Maß davon abhängig, dass die soziale Umwelt gutartig oder zumindest »hinreichend gutartig«, d. h. dem Patienten zuträglich, ist. Therapeutische Veränderung kann dieser Sichtweise zufolge nur von Dauer sein, wenn Patienten ihre soziale Umwelt so zu nutzen und sogar zu verändern wissen (indem sie mentalisierungsfreundliche Beziehungen präferieren), dass ihre epistemische Hypervigilanz nachlässt und ihre Mentalisierungsfähigkeiten weiter gestärkt werden.

Schlussfolgerung

Als wir vor 15 Jahren *Bindungstheorie und Psychoanalyse* (Fonagy 2003 [2001]) verfassten, veranlasste uns das böse Blut, das die Beziehung zwischen beiden Gebieten belastete, nach Bereichen der konzeptuellen Annäherung und Versöhnung zu suchen. Mittlerweile geht es uns weniger um das böse Blut, das es zu bereinigen gilt, als vielmehr um die Notwendigkeit frischen Blutes. Wenn sie ihre intellektuelle Vitalität und Relevanz nicht verlieren wollen, müssen Bindungstheorie und Psychoanalyse ihre Sichtweise der Psychopathologie neu überdenken – weg von dem deskriptiven, kategoriengesteuerten Ansatz, den wir einer im Wesentlichen dem 19. Jahrhundert verhafteten medizinischen Denkweise verdanken. Die Konzeptualisierung der frühkindlichen Psyche nicht lediglich als Instrument der Triebabfuhr, sondern als hochkontingentes und aktives, evolu-

tionär dafür ausersehenes Instrument zum Erwerb von sozialem Wissen und Aufbau von sozialen Beziehungen ermöglicht es uns, nicht nur die klinische Psychopathologie zu verstehen, sondern auch die Psychopathologie des modernen Alltagslebens.

Kontakt: Prof. Dr. Peter Fonagy & Dr. Chloe Campbell, University College London, Research Department of Clinical, Educational and Health Psychology, Gower Street, London WC1E 6BT, UK.

E-Mail: p.fonagy@ucl.ac.uk, c.campbell@ucl.ac.uk

Aus dem Englischen von Elisabeth Vorspohl, Bonn.

LITERATUR

- Aikins, J. W., Howes, C. & Hamilton, C. (2009): Attachment stability and the emergence of unresolved representations during adolescence. *Attach Hum Dev* 11, 491–512. DOI 10.1080/14616730903017019.
- Ainsworth, M. D. S., Blehar, M. C., Waters, E. & Wall, S. (1978): Patterns of attachment: A psychological study of the strange situation. Hillsdale NJ (Erlbaum).
- Appelbaum, J. (2011): Should psychoanalysis become a science? *Am J Psychoanal* 71, 1–15. DOI 10.1057/ajp.2010.31.
- Aron, L. & Leichich, M. (2011): Relational psychoanalysis. In: Gabbard, G., Litowitz, B. & Williams, P. (Hg.): *Textbook of psychoanalysis*. Arlington VA (American Psychiatric Publishing), 211–224.
- Atkinson, L., Goldberg, S., Raval, V., Pederson, D., Benoit, D., Moran, G., Poulton, L., Myhal, N., Zwiers, M., Gleason, K. & Leung, E. (2005): On the relation between maternal state of mind and sensitivity in the prediction of infant attachment security. *Dev Psychol* 41, 42–53. DOI 10.1037/0012-1649.41.1.42.
- Beebe, B., Jaffe, J., Markese, S., Buck, K., Chen, H., Cohen, P., Bahrnick, L., Andrews, H. & Feldstein, S. (2010): The origins of 12-month attachment: A microanalysis of 4-month mother-infant interaction. *Attach Hum Dev* 12, 3–141. DOI 10.1080/14616730903338985.
- Beebe, B., Lachmann, F., Markese, S. & Bahrnick, L. (2012): On the origins of disorganized attachment and internal working models: Paper I. A dyadic systems approach. *Psychoanal Dialogues* 22, 253–72. DOI 10.1080/10481885.2012.666147.
- Belsky, J. (2006): The development and evolutionary psychology of intergenerational transmission of attachment. In: Carter, C. S., Ahnert, L., Grossmann, K. E., Hardy, S. B., Lamb, M. E., Porges, S. W. & Sachser, N. (Hg.): *Attachment and bonding: A new synthesis*. Cambridge (MIT Press), 169–198.
- Bernier, A., Matte-Gagné, C., Bélanger, M. E. & Whipple, N. (2014): Taking stock of two decades of attachment transmission gap: Broadening the assessment of maternal behavior. *Child Dev* 85, 1852–1865. DOI 10.1111/cdev.12236.
- Bion, W. R. (1990 [1962]): *Lernen durch Erfahrung*. Übers. E. Krejci. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Botbol, M. (2010): Towards an integrative neuroscientific and psychodynamic approach to the transmission of attachment. *J Physiol (Paris)* 104, 263–271. DOI 10.1016/j.jphysparis.2010.08.005.
- Bowlby, J. (1975 [1969]): *Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung*. Übers. G. Mander. München (Kindler).

- Bowlby, J.. (1976 [1973]): Trennung. Psychische Schäden als Folge der Trennung von Mutter und Kind. Übers. E. Nosbüsch. München (Kindler).
- Bowlby, J. (1983 [1980]): Verlust, Trauer und Depression. Übers. E. vom Scheidt. Frankfurt/M. (Fischer).
- Bowlby, J. (2008 [1988]): Bindung als sichere Basis. Grundlagen und Anwendung der Bindungstheorie. Übers. A. Hillig u. H. Hanf. München (Reinhardt).
- Bretherton, I. (2003): Mary Ainsworth: Insightful observer and courageous theoretician. In: Kimble, G. A. & Wertheimer, M. (Hg.): Portraits of pioneers in psychology, Bd. 5. Washington DC (American Psychological Association), 317–331.
- Bretherton, K. & Munholland, K. A. (1999): Internal working models in attachment relationships: A construct revisited. In: Cassidy, J. & Shaver, P. R. (Hg.): Handbook of attachment: Theory, research and clinical applications. New York (Guilford), 89–111.
- Bretherton, K. & Munholland, K. A. (2008): Internal working models in attachment relationships: A construct revisited. In: Cassidy & Shaver (2008), 102–127.
- Brown, L. J. (2010): Klein, Bion, and intersubjectivity: Becoming, transforming, and dreaming. *Psychoanal Dialogues* 20, 669–682. DOI 10.1080/10481885.2010.532392.
- Budd, R. & Hughes, I. (2009): The Dodo Bird Verdict – controversial, inevitable and important: A commentary on 30 years of meta-analyses. *Clin Psychol Psychother* 16, 510–522. DOI 10.1002/cpp.648.
- Caspi, A., Hariri, A. R., Holmes, A., Uher, R. & Moffitt, T. E. (2010): Genetic sensitivity to the environment: The case of the serotonin transporter gene and its implications for studying complex diseases and traits. *Am J Psychiatry* 167, 509–527. DOI 10.1176/appi.ajp.2010.09101452.
- Caspi, A., Houts, R. M., Belsky, D. W., Goldman-Mellor, S. J., Harrington, H., Israel, S., Meier, M. H., Ramrakha, S., Shalev, I., Poulton, R. & Moffitt, T. E. (2013): The p factor: One general psychopathology factor in the structure of psychiatric disorders? *Clin Psychol Sci* 2, 119–137. DOI 10.1177/2167702613497473.
- Cassidy, J. & Shaver, P. R. (Hg.) (2008): Handbook of attachment: Theory, research, and clinical applications. 2. Aufl. New York (Guilford).
- Csibra, G. & Gergely, G. (2006): Social learning and social cognition: The case for pedagogy. In: Johnson, M. H. & Munakata, Y. (Hg.): Processes of change in brain and cognitive development. Attention and Performance, XXI. Oxford, UK (Oxford University Press), 249–274.
- Csibra, G. & Gergely, G. (2009): Natural pedagogy. *Trends Cogn Sci* 13, 148–153. DOI 10.1016/j.tics.2009.01.005.
- Csibra, G. & Gergely, G. (2011): Natural pedagogy as evolutionary adaptation. *Philosophical Transactions of the Royal Society, Series B*, 366, 1149–1157. DOI 10.1098/rstb.2010.0319.
- DeWolff, M. S. & van Ijzendoorn, M. H. (1997): Sensitivity and attachment: A meta-analysis on parental antecedents of infant attachment. *Child Dev* 68, 571–591. DOI 10.2307/1132107.
- Eagle, M. (2013): Attachment and psychoanalysis: Theory, research, and clinical implications. New York (Guilford).
- Egyed, K., Király, I. & Gergely, G. (2013): Communicating shared knowledge without language in infancy. *Psychol Sci* 24, 1348–1153. DOI 10.1177/0956797612471952.
- Emde, R. N. & Spicer, P. (2000): Experience in the midst of variation: New horizons for development and psychopathology. *Dev Psychopathol* 12, 313–332. DOI 10.1017/S0954579400003047.

- Epstein, O.B. (2010): And what about the ›bad breast‹? An attachment viewpoint on Klein's theory. *Attachment: New Directions in Relational Psychoanalysis and Psychotherapy* 4 (2), ix–xiv.
- Fearon, R.P., Bakermans-Kranenburg, M.J., van Ijzendoorn, M.H., Lapsley, A.M. & Roisman, G.I. (2010): The significance of insecure attachment and disorganization in the development of children's externalizing behavior: A meta-analytic study. *Child Dev* 81, 435–456. DOI 10.1111/j.1467-8624.2009.01405.x.
- Fearon, P., Shmueli-Goetz, Y., Viding, E., Fonagy, P. & Plomin, R. (2014): Genetic and environmental influences on adolescent attachment. *J Child Psychol Psychiatry* 55, 1033–1041. DOI 10.1111/jcpp.12171.
- Fonagy, P. (1998): An attachment theory approach to treatment of the difficult patient. *Bull Menninger Clin* 62, 147–169.
- Fonagy, P. (2003 [2001]): *Bindungstheorie und Psychoanalyse*. Übers. M. Klostermann. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Fonagy, P. (2011 [2008]): Eine genuin entwicklungspsychologische Theorie des sexuellen Lustempfindens und deren Implikationen für die psychoanalytische Technik. *Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie (AKJP)* 42 (152), 469–497.
- Fonagy, P. & Luyten, P. (2009): A developmental, mentalization-based approach to the understanding and treatment of borderline personality disorder. *Dev Psychopathol* 21, 1355–1181. DOI 10.1017/S0954579409990198.
- Fonagy, P. & Luyten, P. (2016): A multilevel perspective on the development of borderline personality disorder. In: Cicchetti, D. (Hg.): *Development and psychopathology*. 3. Aufl. Bd. 3: *Maladaptation and psychopathology*. New York (Wiley), 1–67. DOI 10.1002/9781119125556.devpsy317.
- Fonagy, P. & Target, M. (2007a): In defense of the bridge to attachment theory: Response to commentaries. *J Am Psychoanal Ass* 55, 493–501.
- Fonagy, P. & Target, M. (2007b): The rooting of the mind in the body: New links between attachment theory and psychoanalytic thought. *J Am Psychoanal Ass* 55, 411–456. DOI 10.1177/00030651070550020501.
- Fonagy, P., Gergely, G. & Target, M. (2007): The parent-infant dyad and the construction of the subjective self. *J Child Psychol Psychiatry* 48, 288–328. DOI 10.1111/j.1469-7610.2007.01727.x.
- Fonagy, P., Gergely, G. & Target, M. (2008): Psychoanalytic constructs and attachment theory and research. In: Cassidy & Shaver (2008), 783–810.
- Fonagy, P., Luyten, P. & Allison, E. (2015): Epistemic petrification and the restoration of epistemic trust: A new conceptualization of borderline personality disorder and its psychosocial treatment. *J Pers Disord* 29, 575–609. DOI 10.1521/pedi.2015.29.5.575.
- Fonagy, P., Steele, H. & Steele, M. (1991): Maternal representations of attachment during pregnancy predict the organization of infant-mother attachment at one year of age. *Child Dev* 62, 891–905. DOI 10.2307/1131141.
- Fonagy, P., Steele, M., Steele, H., Higgitt, A. & Target, M. (1994): The Emanuel Miller Memorial Lecture 1992. The theory and practice of resilience. *J Child Psychol Psychiatry* 35, 231–257. DOI 10.1111/j.1469-7610.1994.tb01160.x.
- Fonagy, P., Gergely, G., Jurist, E. & Target, M. (2004 [2002]): *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*. Übers. E. Vorspohl. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Freud, S. (1923b): Das Ich und das Es. *GW* 13, 237–289.
- Green, A. (2005): The illusion of ›common ground‹ and mythical pluralism. *Int J Psychoanal* 86, 627–632.

- Grice, H. P. (1975): Logic and conversation. In: Cole, R. & Morgan, J. (Hg.): Syntax and semantics: Speech acts. New York (Academic Press), 41–58.
- Heyes, C. M. & Frith, C. D. (2014): The cultural evolution of mind reading. *Science* 344 (6190). DOI 10.1126/science.1243091.
- Hofer, M. A. (2003): The emerging neurobiology of attachment and separation: How parents shape their infant's brain and behavior. In: Coates, S. W., Rosenthal, J. L. & Schechter, D. S. (Hg.): September 11: Trauma and human bonds. Hillsdale, NJ (Analytic Press), 191–209.
- Hoffman, I. Z. (2009): Doublethinking our way to ›scientific‹ legitimacy: The dessication of human experience. *J Am Psychoanal Ass* 57, 1043–1069. DOI 10.1177/0003065109343925.
- Holmes, J. (2012 [2009]): Sichere Bindung und psychodynamische Therapie. Übers. T. Nolte. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Karg, K., Burmeister, M., Shedden, K. & Sen, S. (2011): The serotonin transporter promoter variant (5-HTTLPR), stress, and depression meta-analysis revisited: Evidence of genetic moderation. *Arch Gen Psychiatry* 68, 444–454. DOI 10.1001/archgenpsychiatry.2010.189.
- Kernberg, O. F. (1998 [1991]): Aggression, Liebe und das Paar. In: Ders.: Liebesbeziehungen. Normalität und Pathologie. Übers. C. Trunk. Stuttgart (Klett-Cotta), 124–146.
- Király, I., Csibra, G. & Gergely, G. (2013): Beyond rational imitation: Learning arbitrary means actions from communicative demonstrations. *J Exp Child Psychol* 116, 471–486. DOI 10.1016/j.jecp.2012.12.003.
- Kohut, H. (1973 [1972]): Überlegungen zum Narzißmus und zur narzißtischen Wut. *Psyche – Z Psychoanal* 27, 513–554.
- Kuhn, T. (1978 [1962]): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Übers. K. Simon. 3. Aufl. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Luyten, P. (2015): Unholy questions about five central tenets of psychoanalysis that need to be empirically verified. *Psychoanal Inq* 35, 5–23. DOI 10.1080/07351690.2015.987590.
- Main, M., Hesse, E. & Hesse, S. (2011): Attachment theory and research: Overview with suggested applications to child custody. *Family Court Rev* 49, 426–463. DOI 10.1111/j.1744-1617.2011.01383.x.
- Main, M., Kaplan, N. & Cassidy, J. (1985): Security in infancy, childhood, and adulthood: A move to the level of representation. *Monographs of the Society for Research in Child Development* 50 (1/2), 66–104. DOI 10.2307/3333827.
- Mansell, W. (2011): Core processes of psychopathology and recovery: ›Does the Dodo bird effect have wings?‹ *Clin Psychol Rev* 31, 189–192. DOI 10.1016/j.cpr.2010.06.009.
- Mikulincer, M. & Shaver, P. R. (2007): Attachment in adulthood: Structure, dynamics, and change. New York (Guilford).
- Mitchell, S. A. (2003 [2000]): Bindung und Beziehung. Auf dem Weg zu einer relationalen Psychoanalyse. Übers. M. u. M. Altmeyer. Gießen (Psychosozial-Verlag).
- Mitchell, S. A. & Aron, L. (Hg.) (1999): Relational psychoanalysis: The emergence of a tradition. Hillsdale NJ (Analytic Press).
- Moss, E., Cyr, C., Bureau, J. F., Tarabulsy, G. M. & Dubois-Comtois, K. (2005): Stability of attachment during the preschool period. *Dev Psychol* 41, 773–783. DOI 10.1037/0012-1649.41.5.773.
- Pinquart, M., Feussner, C. & Ahnert, L. (2013): Meta-analytic evidence for stability in attachments from infancy to early adulthood. *Attach Hum Dev* 15, 189–218. DOI 10.1080/14616734.2013.746257.

- Raby, K. L., Cicchetti, D., Carlson, E. A., Egeland, B. & Collins, W. A. (2013): Genetic contributions to continuity and change in attachment security: A prospective, longitudinal investigation from infancy to young adulthood. *J Child Psychol Psychiatry* 54, 1223–1230. DOI 10.1111/jcpp.12093.
- Roisman, G. I., Holland, A., Fortuna, K., Fraley, R. C., Clausell, E. & Clarke, A. (2007): The Adult Attachment Interview and self-reports of attachment style: an empirical rapprochement. *J Pers Social Psychol* 92, 678–697. DOI 10.1037/0022-3514.92.4.678.
- Russell, B. (1940): *An inquiry into meaning and truth*. London (Allen & Unwin).
- Rustin, S. (2012): Adam Phillips: A life in writing. *The Guardian*, 1.6.2012.
- Simpson, J. A. & Belsky, J. (2008): Attachment theory within a modern evolutionary framework. In: Cassidy & Shaver (2008), 131–157.
- Sperber, D. & Wilson, D. (1995): *Relevance: communication and cognition*. Malden MA (Blackwell).
- Sperber, D., Clement, F., Heintz, C., Mascaro, O., Mercier, H., Origgi, G. & Wilson, D. (2010): Epistemic vigilance. *Mind & Language* 25, 359–393.
DOI 10.1111/j.1468-0017.2010.01394.x.
- Stern, D. N. (1998 [1995]): *Die Mutterschaftskonstellation. Eine vergleichende Darstellung verschiedener Formen der Mutter-Kind-Psychotherapie*. Übers. E. Vorspohl. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Sugden, K., Arseneault, L., Harrington, H., Moffitt, T. E., Williams, B. & Caspi, A. (2010): Serotonin transporter gene moderates the development of emotional problems among children following bullying victimization. *J Am Acad Child Adolesc Psychiatry* 49, 830–840. DOI 10.1016/j.jaac.2010.01.024.
- Tronick, E. (2007): *The neurobehavioral and social-emotional development of infants and children*. New York (Norton).
- Uher, R. & McGuffin, P. (2008): The moderation by the serotonin transporter gene of environmental adversity in the aetiology of mental illness: Review and methodological analysis. *Mol Psychiatry* 13, 131–146. DOI 10.1038/sj.mp.4002067.
- Uher, R. & McGuffin, P. (2010): The moderation by the serotonin transporter gene of environmental adversity in the etiology of depression: 2009 update. *Mol Psychiatry* 15, 18–22. DOI 10.1038/mp.2009.123.
- van Ijzendoorn, M. H. (1995): Adult attachment representations, parental responsiveness, and infant attachment: A meta-analysis on the predictive validity of the Adult Attachment Interview. *Psychol Bull* 117, 387–403. DOI 10.1037/0033-2909.117.3.387.
- Verhage, M. L., Schuengel, C., Bakermans-Kranenburg, M., Oostermann, M., Madigan, S., Fearon, R. & van Ijzendoorn, M. (2013): Intergenerational transmission of attachment: Preliminary meta-analytic results. Poster presented at the ISED Research Days, Amsterdam.
- Weber, M. (1980 [1922]): *Wirtschaft und Gesellschaft*. 5. Aufl. Tübingen (Mohr/Siebeck).
- Werner, H. (1948): *Comparative psychology of mental development*. New York (International Universities Press).
- Werner, H. & Kaplan, B. (1963): *Symbol formation*. New York (Wiley).
- Wilson, D. S. (1976): Evolution on the level of communities. *Science* 192, 1358–1360. DOI 10.1126/science.1273598.
- Wilson, D. & Sperber, D. (2012): *Meaning and relevance*. Cambridge, UK (Cambridge University Press). DOI 10.1017/CBO9781139028370.
- Wilson, D. S. & Wilson, E. O. (2007): Rethinking the theoretical foundation of sociobiology. *Q Rev Biol* 82, 327–348. DOI 10.1086/522809.

Winnicott, D. W. (1996 [1972]): Bruchstück einer Psychoanalyse. In: Ders.: Blick in die analytische Praxis. Stuttgart (Klett-Cotta), 227–496.

Summary

Bad Blood revisited: Attachment and psychoanalysis, 2015. – This article attempts to trace the intellectual history of the relationship between attachment theory and psychoanalytic thinking, and considers where we are now in the discourse between the two fields. The authors describe some of the points of convergence, as well as areas of continuing contention, and suggest future directions for attachment work which have a bearing on its relationship with psychoanalysis. In particular, mentalizing theory is discussed as a line of thinking that draws on both attachment ideas and psychoanalysis; recent developments in mentalizing are described within an argument about the future development of attachment thinking. Two constructs connected to attachment and mentalizing, epistemic trust and the concept of a general factor in psychopathology, are discussed along with the implications of these ideas for thinking about the common factors that effective psychotherapeutic interventions share.

Keywords: attachment theory; psychoanalysis; mentalizing; epistemic trust

Résumé

Animosité – rétrospective : attachement et psychanalyse, 2015. – Cet article revient sur l'histoire de la relation entre théorie de l'attachement et pensée psychanalytique et tente d'expliquer où en est le discours entre ces deux champs aujourd'hui. Les auteurs décrivent quelques points d'accord ainsi que les domaines où il y a encore controverse; ils indiquent quelques directions qui pourraient faire sens dans la relation entre la théorie de l'attachement et la psychanalyse. La théorie de la mentalisation, commune à la fois à la théorie de l'attachement et à certains concepts psychanalytiques, est prise comme point de départ. Des développements modernes de la théorie de la mentalisation sont décrits dans le cadre d'une présentation des développements à venir de la théorie de l'attachement. Deux domaines qui sont communs à l'attachement et à la mentalisation – la confiance épistémique et le concept de facteur psychopathologique général – sont évoqués dans cet article, de même que leur implication dans la compréhension des facteurs communs aux interventions psychothérapeutiques effectives.

Mots-clés: théorie de l'attachement; psychanalyse; mentalisation; vérité épistémique